

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 110 (1984)
Heft: 17

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Haus zu Haus

Tessa Daenzer

Und überhaupt

Ich bin seit geraumer Zeit Aussteigerin, eine buchstäbliche, eine, die auszog, ohne Auto zu leben, und die dabei das Fürchten lernte. Es handelt sich nämlich nicht nur um einen privaten Entschluss, sondern im Gegenteil um ein öffentliches Ärgernis und eine ungehörige Herausforderung unbescholtener Miteidgenossen. Ja, wenn ich, wie viele andere Leute, als vorprogrammierte Nicht-Automobilistin daherkäme, würde man mir vielleicht verzeihen. Aber einfach die schönen starken PS in der Garage einzuschliessen, wirkt komisch bis leicht verrückt.

Oder wie stufen Sie jemanden ein, der durchnässt, verschwitzt und völlig atemlos in letzter Minute in den Theatersessel sinkt, nur weil der Bus Verspätung hatte und die letzten 500 Meter Weges in gestrecktem Galopp, bei strömendem Regen, zu bewältigen waren? Diweil das Auto daheim behaglich am Trockenen stand? «Nicht ganz normal!» Eben. Meine Reihen-Nachbarin, die ich seit Jahren kenne, sagte es auch. Freundinnen sagen einem hoffentlich immer die Wahrheit, aus Liebe. Die Gute brachte mich dann übrigens mit ihrem Wagen heim, obschon dies einen grossen

Umweg bedeutete. Aber sie meinte, deswegen sterbe kein Millimeter Ästchen mehr oder weniger, und überhaupt.

Sie war aufgebracht, obschon ich schüchtern beteuert hatte, ich könne allein heimkehren und wolle in keiner Weise missionieren. Warum sich die Leute überhaupt nur so aufregen? Wenn mir zum Beispiel jemand aus unserem Quartier begegnet, wenn ich mit meinem prall gefüllten Einkaufswagen hügelauflauf ziehe, komme ich fast in ein Kreuzverhör. Ich muss jeweils schamvoll bekennen, dass weder ich noch unser Auto invalid sei, was schon ungnädig aufgenommen wird. Auch habe ich das blaue Billett keineswegs abgeben müssen, wie kürzlich jemand mit einem Hauch von Schadenfreude vermutete. Nein, aus Fitnessgründen allein tue ich es auch nicht, obschon ich auf diesem Gebiet wortreich ausharren und nicht genug rühmen kann. Die segensreiche Nebenwirkung meines verrückten Gebarens gefällt allen. Schlimm wird es nur, wenn sie von der persönlichen auf die umweltliche Gesundheit abschweifen und plötzlich misstrauisch fragen, ob ich es denn am Ende auf sie abgesehen habe. Wenn ich kleinlaut bejahe, werde ich von vielen belächelt. Das trage ich mit Fassung; Aussteiger wirken meistens komisch. Ratlos werde ich nur, wenn meine Interviewer anfangen, sich massiv zu entschuldigen, so, als hätte ich ihnen etwas zur Last gelegt. Sie fragen dann sehr ernst, ob ich meine, ihr Mini habe

– im Vergleich vielleicht zu einem Airbus – überhaupt eine schädliche Wirkung, winzig wie das Auspuffvolumen sei. Oder es gibt Leute, die vorwurfsvoll beteuern, sie hätten Rheuma, eine absurde Wohnlage, ein gewisses Alter, keine Zeit oder kein Geld für die SBB – und überhaupt.

Das letzte Wort gefällt mir in diesem Zusammenhang sehr, denn es ist ein wunderbarer, weil vielfach verwendbarer Ausdruck.

Es kommt übrigens aus dem Niederhochdeutschen. Im 17. Jahrhundert bedeutete es bei einem Kauf eine nicht nach Häuptern gezählte, also nur geschätzte Viehherde, und so passt es nicht schlecht in meinen kleinen privaten Kreuzzug. Es begegnet mir ja auf ihm so viel Ungefähres und Unsicheres, wohl auch leicht Betrügerisches und nicht zuletzt Tierisches, das ich überhaupt nicht vorausgesehen habe!



Bach lebt!

Durch die superlative Propaganda fühlte ich mich sozusagen verpflichtet, den Bach-Abend einer russischen Pianistin anzuhören. Gutgelaunt begann ich das vielversprechende Programm zu genießen. Im zweiten Teil wurde mir langsam übel, und während die d-Moll-Toccata über die Tasten donnerte, musste ich meinem Magen zureden: Die Musik klang wie ein Gag, war aber bitterernst gemeint. Das war mein persönlicher Eindruck, der Rest des Publikums schien hell begeistert.

In der folgenden Nacht hatte ich einen Alptraum: Mit einigen Musikfreunden trat ich in der grossen Tonhalle auf! Zu Beginn: Bach. Vor spärlichem Publikum

setzte ich mich auf einen bereitgestellten Stuhl ganz vorne an der Rampe – und begann Handorgel zu spielen. Bei den tiefen Tönen japste mein Örgeli schrecklich nach Luft. Verzweifelt trat ich mit dem Fuss (als wär's ein Harmonium) – und siehe, es nützte halbwegs. Ich litt, schwitzte, zitterte und spielte grauenvoll weiter, während ein Kollege neben mir Publikumsfragen beantwortete. Am Schluss des Vortrages verliessen wir rasch das Podium, verirrt uns im Treppenhaus, gelangten schliesslich in eine alte Waschküche mit vielen Zubern und einem schwarzen Klavier und flüchteten endlich durch ein kleines Fenster auf die nasse Strasse. Dort rechneten wir aus, was wir wohl dem enttäuschten Publikum an bezahlten Eintritt

hätten zurückerstatten müssen – und fanden es unsere Flucht wert.

Ich erwachte schockiert und begann bei heissem Kaffee, mein nächtliches Treiben aufzuschreiben.

Im Laufe des Tages hatte ich Gelegenheit, in einer Dorfkirche auf einer wunderschönen Orgel zu spielen. Ich widerstand der Versuchung nicht, die d-Moll-Toccata hervorzukramen, fixierte zuerst die heikelsten Stellen und liess dann «die Orgel brausen». Mir wurde wohl zumute. Ein Ausspruch eines berühmten Organisten kam mir in den Sinn: «Bach is not to kill». Wirklich: Er lebt weiter in seiner Musik, lobt den Grössten und tröstet uns Kleine – Summo Deo Gloria.

Lilo Schmidt

Angst vor langem Leiden

Es stand in der Zeitung: «Mitten in der Stadt Zürich lebt eine 84-jährige Frau allein in ihrer Wohnung. Sie ist mit fortschreitendem Alter schwierig geworden. Als sie nicht mehr aufstehen kann und die Speisen in der Küche zu faulen beginnen, verständigen die Nachbarn Polizei und Sanität. Aber die alte Frau wehrt sich mit Händen und Füssen: «Ich will nicht ins Spital. Geht wieder, ich habe euch nicht gerufen!» Die Helfer entfernen sich. Zwei Wochen später wird die Frau tot in ihrer Wohnung aufgefunden. – Es ist ein krasser Fall, aber kein Einzelfall, viele

gehen völlig einsam und ungetröstet aus dieser Welt.»

Dies der Zeitungsbericht. Die alte Frau wollte nicht ins Spital, sie wehrte sich mit Händen und Füßen. Wahrscheinlich fürchtete sie, dass man sie mit Infusionen und Medikamenten am Leben erhalten hätte, das vielleicht für sie nicht mehr lebenswert war, sondern nur noch eine Qual. Junge Mediziner müssen nun einmal eine Anzahl Reanimationen machen, das gehört zum Studium. Total gelähmte, alte Leute werden oft mit Gewalt auf dieser Welt gehalten. Es gibt natürlich auch Spitäler und Ärzte, die anders handeln, menschlicher, aber wusste das die alte Frau?

Das Wort «ungetröstet» stört mich im Zeitungsartikel. Ein Pfarrer brauchte kürzlich in einer Diskussion die Ausdrücke «Sündenschlotter» und «Höllenangst». Wer ist daran schuld, dass es heute noch Menschen gibt, die unter solchen Ängsten leiden?

Manche Menschen möchten in ihren letzten Stunden nicht unbedingt vom Mitglied irgendeiner Kranken- und Sterbebegleitung betreut werden. Wenn jemand aus einer solchen Organisation auftaucht, ist es wie bei der Letzten Ölung, man weiss, jetzt kommt: das Ende. Will man das unbedingt wissen? Ein Sekundentod ist immer noch am schönsten. Wenn schon Sterbebegleitung, dann lieber durch einen so verständigen Arzt wie Professor Hämmerli oder durch eine kompetente Schwester.

Vor dem Sterben haben wir weniger Angst; was wir fürchten, ist ein langes Leiden, Siechtum und Senilität.

Hedy Gerber-Schwarz

In den Sternen ...

Ich befasse mich im Moment ein wenig mit der Astrologie. Ausgangspunkt für ein Horoskop ist der Augenblick der Geburt sowie der mit dem Atlas leicht zu bestimmende Längen- und Breitengrad des Geburtsortes. Der Zeitpunkt der Geburt wird in die Ortszeit umgerechnet, indem man den Längengrad, auf dem der Geburtsort östlich oder westlich vom Mittelmeridian einer Zeitzone liegt, vier Minuten addiert oder subtrahiert. Der Mittelmeridian der Mitteleuropäischen Zeit läuft durch Görlitz. – Aha! Bis hierhin ist alles sehr einfach und durchaus zu verstehen. Wenn ich nun, sagen wir, in Obersackberg geboren bin, sieben Grad westlich, muss ich achtundzwanzig Minuten von meiner Geburtszeit abziehen, so dann durch Nachschlagen in Ephemeriden die Ortszeit in eine siderische Zeit verwandeln. –

Keinerlei Problem! – Durch Aufsuchen dieser Zeit in einer astrologischen Tabelle finde ich dann den Namen meines Aszendenten.

Mein Aszendent? Wer das wohl sein mag? Um mein Horoskop zu zeichnen, muss ich meinen Aszendenten mit dem Neunuhrpunkt auf meinen inneren Häusering bringen. – Auch das noch! Das macht mir Kopfzerbrechen. Wer ist «mein» Mann? Ich gehe in Gedanken die Liste aller Bekannten durch – und weiss keinen, der mein Horoskop zeichnen könnte. Oder ist es etwa ein heimlicher Verehrer? Jener, der mir bei meinem morgendlichen Waldlauf immer so herzlich zunickt? Ob der zeichnen kann? Wenn ja: Wie bringe ich ihn dazu, meinen inneren Häusering zu betreten? Das mit dem Neunuhrpunkt stimmt sowieso nicht: Wir treffen immer kurz vor acht zusammen. Aber das könnte man regeln. Nur liegt es mir nicht, fremde Männer anzusprechen. Doch wenn es um neues Wissen geht, das ich mir aneignen will, muss ich mich überwinden.

Entschlossen lerne ich weiter: Wenn der Aszendent ein Steinbock ist, sprechen die Astrologen von einem entwickelten oder unentwickelten Objekt, womit sie sich auf das ethische und moralische Niveau eines Menschen beziehen. – Ist mein Waldmensch wohl ein Steinbock? Fragen kostet nichts. Ein anderer Astrologe meint: Ein Mensch mit einem dominierenden Mars (Mars ist das Zeichen des Messers) könnte ein Mörder sein. Halb entwickelt, dürfte er Metzger sein, voll entwickelt Chirurg.

Jetzt wird's kompliziert ... Was steht denn heute überhaupt in meinem Heftlihoroskop? «Günstige Periode für Zahnbehandlungen!» Ob der Zahnarzt dieser Aszendent ist?

Alles dreht sich mir im Kopf. Draussen scheint die Sonne, der Himmel ist silberblau, und Amseln zwitschern ihre Liebeslieder. Was soll da der Kram mit der Astrologie! Fast scheint es mir sinnvoller, die Eingeweide von Ziegenböcken zu studieren.

Leni Kessler

NB. Aszendent = Sternbild, das im Geburts-Moment am östlichen Horizont aufgegangen ist ...

REKLAME

Warum

versuchen Sie Ihr Glück in Campione, wo Sie bei uns auf Nummer Sicher setzen können?

Ines und Paul Gmür
Albergo Brè Paese
6911 Brè s. Lugano
Tel. 091/51 47 61

Echo aus dem Leserkreis

Gesetze einhalten! (Nebelspalter Nr. 11)

Liebe Gertrud Fricker vom Konsumentinnenforum Sie wissen gar nicht, wie froh ich bin, dass endlich jemand das heisse Eisen der «Holzfeuerdüfte» anfasst!

Auch ich gehöre nämlich zu denen, die nachts hustend und mit Halsweh aufwachen, weil das ganze Zimmer voller Rauch ist, nur weil fast aus jedem Haus ein Cheminée sein mehr oder weniger stinkendes Räuchlein in die sonst bei uns noch recht saubere Luft ablässt. – Was noch viel schlimmer ist: Zu jeder Tages- und Jahreszeit, in beinahe jedem Garten werden bei uns Abfälle verbrannt, obwohl das mitten in dichtbewohntem Gebiet verboten wäre! Jetzt, im Frühling, sind es vor allem abgeschnittene Äste und Zweige, im Herbst sind es andere (Garten-)Abfälle und mehr oder weniger nasses Laub, das manchmal tage- und nächtelang vor sich himmelt, die ganze Umgebung verstickt und verrauchert. Es ist schon öfter vorgekommen, dass auch ich eine ganze Wäsche nochmals durch die Waschmaschine lassen musste (was für ein Widersinn zum Energiesparen und zum Gewässerschutz!), weil ich nicht in «geräucherten» Leintüchern schlafen wollte und weil ich meine Wäsche nicht gern mit «Fumé» parfümiert habe.

Dass hin und wieder ganze Fetzen von halbverbranntem Papier und Asche auf meinen Balkon geweht werden – auf den gedeckten Tisch – und ich dann das zweifelhafte Vergnügen habe, diesen Dreck vor dem Essen wegzuputzen, ist ebenfalls mehr als lästig. Einmal habe ich sogar die Feuerwehr alarmiert, weil ich glaubte, es brenne ganz in der Nähe. – Es handelte sich damals auch um ein «harmloses» Gartenfeuer. –

Warum kann man eine Gemeinde nicht dazu zwingen, wenigstens die spärlichen bestehenden Vorschriften und Gesetze gegen die Luftverschmutzung einzuhalten und durchzusetzen? Jetzt, da man endlich so weit ist, dass Ölheizungen kontrolliert werden müssen – diese Kontrollen sind übrigens ein wahrer Segen! –, sollte man dafür sorgen, dass dieser Holzfeuerungsgeruch wirksam bekämpft wird.

Es ist sehr, sehr ärgerlich – und vermutlich auch ziemlich ungesund –, wenn man, wie ich, in der Stadt arbeitet, den ganzen Tag unter den Autoabgasen leidet und abends bei der Heimkehr sozusagen vom Regen in die Traufe, das heisst vom städtischen Autogestank in den ländlichen Rauchgestank, kommt!

Liebe Gertrud Fricker, es wäre wunderbar, wenn Sie diesbezüglich einen Stein ins Rollen bringen könnten, damit auch die kleinen, aber nicht minder lästigen Luftverschmutzer beim Wickel genommen würden – möglichst bevor wir alle entweder in der Stadt von den Autoabgasen vergiftet oder auf dem Land im zunehmenden Rauch erstickt sind!

Heidi aus Spiez

Patzige Antworten (Nebelspalter Nr. 12)

Die Österreicher werden von den Schweizern nur zu gern und zu oft – sagen wir einmal «unterbewertet» und lächerlich gemacht. Meine Erlebnisse, vor Jahren, am Zoll: Von Spanien in Genf-Cointrin angekommen, wurde ich vom helvetischen Zöllner

mit strafendem Blick und gestrenger Stimme gefragt: «Heit Der öppis z.verzolle?» Damit verging meine Ferienfreude schlagartig.

Von Zürich aus flog ich nach Wien. Am Zoll im Flughafen Schwechat fragte mich der österreichische Zöllner salutierend und mit einem freundlichen Lächeln: «Küss die Hand, gnä Frau, haben S' was zu verzolln?» wonach ich meinen Wiener Aufenthalt frohen Mutes genoss, um so mehr, als sich alle Wiener überaus nett und freundlich gaben, im Gegensatz zu den Bernern, deren Überheblichkeit mich wiederholt empörte, besonders, wenn ich auf höfliche Fragen (ich bin Auslandschweizerin und daher in Bern nicht auf dem laufenden) patzige Antworten erhielt. Dabei bin ich, zumindest theoretisch, in Burghof BE heimatberechtigt ...

Mit freundlichen Grüßen

Ruth Ruef

Lakonisch (Nebelspalter Nr. 12)

Zu Ilse Franks

«Schwarzer Dunst»:

Bei meinem letztjährigen, mehrmonatigen Aufenthalt im Kantons-spital Aarau wurde ich einige Zeit von einem jungen Lernpfleger gepflegt.

Er war sehr nett und hilfsbereit. Da er aus Däniken stammte und sehr gesprächig war, erlaubte ich mir, ihn einmal zu fragen, ob sie sehr zu leiden hätten unter den Immissionen des Kernkraftwerks. Darauf meinte er lakonisch: «Bei schönem Wetter merkt man nichts, und bei schlechtem Wetter s...t es ja sowieso!»

Beruhigend, zu hören, dass die Jungen nicht über alles meckern, was wir Alten ihnen an Unannehmlichkeiten vor die Nase setzen. Schliesslich profitieren sie ja auch davon.

M.W. in Z.

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet